Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Eine Inselreise durch das griechische Meer : 4. Kreta und Melos : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

4. Kreta und Melos

(Schluß)



ür den nächsten Tag lautete das Programm: Fahrt an der Nordküste der Insel entlang bis Kanea. Aber Dörpfeld erklärte, hier in Kandia könne man soviel sehen und studieren, daß wir noch den ganzen nächsten Tag hier zubringen würden. Ihm selbst konnte man diese Änderung nicht verdenken. Denn er hatte die neusten kretischen Ausgrabungen früher auch noch nicht gesehen und wollte sie nun natürlich möglichst genau kennen lernen. Herr Evans aber hatte ihn und Herrn Brückner für den nächsten Tag zu einer nochmaligen Besichtigung und einem darauf folgenden Frühstück eingeladen. Uns dagegen traf diese plötzliche Programmänderung wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Das allgemein Interessante hatten wir zur Genüge betrachtet, was sollten wir nun den ganzen langen Tag in Kandia anfangen? Schließlich bekommt man sogar die Tänze antiker Freskodamen satt. Mich persönlich und die andern drei Herren, die von Sizilien nach Athen gefahren waren, traf dieser Schlag noch am wenigsten, denn wir hatten ja Kanea wenigstens vom Meere aus betrachtet und sogar photographiert. Von den übrigen aber waren viele sehr ärgerlich. Professor Sieglin, der gern die Haarfarbe auch der Westkreter festgestellt hätte, sagte entrüstet:

Ein Land kennt man erst dann, wenn man seine Hauptstadt kennt; um diese werden wir nun gebracht. Ein Programm sollte überhaupt nie ohne zwingenden Grund geändert werden.

Auf seine Anregung wurde noch ein schwacher Versuch gemacht, Dörpfeld zur Wiederherstellung des ursprünglichen Programms zu bewegen. Der scheiterte aber gleich in seinen Anfängen. So mußten wir uns in unser Schicksal fügen.

Ich hatte nach dem Abendbrot auf Deck an einer vor Wind und Regen geschützten Stelle noch ein langes Gespräch mit der jungen österreichischen Dame, die aus dem pariser Marmorblock ihren Amor herausmeißeln wollte, und staunte über die Kraft ihres Gedächtnisses und die Stärke ihres archäologischen Interesses. Ich examinierte sie förmlich über die Bauwerke und Trümmerfelder, die wir bis dahin gesehen hatten. Sie verwechselte nichts, und das will etwas sagen, wenn tagelang eine solche Fülle der Gesichte an den leiblichen und geistigen Augen des Menschen vorübergezogen ist, ja sie hatte noch mehr Einzelheiten im Kopfe behalten als ihr gestrenger Examinator. Glückliche Jugend, wo die Tontafeln des Gedächtnisses noch nicht zu einer starren Masse erhärtet sind, in die nur noch der spitze Griffel starker seelischer Erregungen Buchstaben einzuritzen vermag!

Der nächste Tag also war von vornherein für die meisten von uns zum Totgeschlagenwerden verurteilt. Dörpfeld und Brückner verschwanden am Morgen und wurden erst am Abend wiedergesehen, wo sie hochbefriedigt vom Ausgrabungsfelde zurückkehrten, wir andern dagegen irrten ohne Weisel einzeln und in Gruppen in der Stadt umher und suchten uns zu beschäftigen und zu unterhalten, so gut es ging.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am Morgen ging man selbstverständlich zunächst wieder ins Museum, das nun freilich allmählich aufhörte, kurzweilig zu sein. Denn wenn die Gegenstände, die es enthält, auch kulturhistorisch sehr interessant sind, so kann man sich doch als ästhetisch Genießender nicht stundenlang in sie versenken. Die Freskogemälde in der sixtinischen Kapelle vermögen einen etwas länger zu fesseln als die aus dem Palaste zu Knossos. Dazu ist denn doch nicht genug Seele und individuelles Leben in ihnen, was man ja in jenen grauen Zeiten auch noch gar nicht erwarten kann.

Während ich noch so im Saale herumschlenderte, setzte sich eine unsrer Damen an eine leere Tafel, und ein Museumswächter stellte einen Kasten mit Gemmen und ein Glas Wasser vor sie hin. Sie selbst holte einen Beutel mit pulverisiertem Gips heraus und begann alsbald in einer kleinen Porzellanschale eine Art Paste zurechtzukneten. Sie war nämlich zur Teilnahme an dieser Reise durch das Studium der geschnittenen Steine veranlaßt worden und hatte schon in Athen eine ganze Menge der schönsten und seltensten für ihre Sammlung abgeformt. Jetzt hatte sie sich auch hier von dem Vorstande des Museums die Erlaubnis dazu erteilen lassen. Natürlich verfolgten wir ihre Manipulationen mit dem Interesse, das man einer Arbeit, die man noch nicht gesehen hat, entgegenzubringen pflegt. Aber die Kyria Dörpfeld bat uns mit leiser Stimme, der Dame lieber nicht auf die Finger zu sehen; sie werde dadurch nervös, und dann mißrate der Teig. So wandten wir uns denn diskret von der fleißigen Gemmenformerin wieder den toten Schätzen des Museums zu.

Lange aber hielt ich es in diesen Räumen nicht mehr aus, sondern ich ging hinaus auf die Straße, um in der Stadt Anregung und Zerstreuung zu suchen. Mein Eselreitgenosse von Thera schloß sich mir an, und wir beiden bummelten nun zusammen ziel- und zwecklos umher. Um einen Überblick zu gewinnen, erstiegen wir den Befestigungswall und kamen auf eine hochgemauerte Bastion. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und in einiger Entfernung glänzte der blaue Spiegel des Meeres heiter und verlockend zu uns herüber. Das brachte uns auf die Idee, ein Bad im mare Creticum zu nehmen. Einige hundert Schritte seitwärts, ziemlich tief unter uns, sahen wir ein schwarzes Tor in der Mauer, durch das ein Weg in sanftgeneigter Talmulde zum Strande führte. Diesen Weg wollten wir einschlagen. Aber — es ist kaum zu glauben — dieses Tor erwies sich schlechterdings als unauffindbar. Wir gerieten, als wir von der Bastion hinabstiegen, in ein Gewirr enger, krummer, bergauf und bergab gehender, holpriger Gassen, in denen wir umherirrten, ohne den Ausgang zu finden. Es schien ein hauptsächlich von Mohammedanern bewohntes Stadtviertel zu sein. Die kleinen Häuser waren mit Haremsgittern versehen, und Menschen schien es hier so gut wie gar nicht zu geben. Ein verschleiertes Weib, das wir trafen und ansprachen, schlüpfte scheu in die nächste Tür, und ein halbwüchsiger Bengel, den wir nach der pyli fragten, grinste uns an. Wir gingen also nicht ohne Schwierigkeit zu unserm Ausgangspunkt zurück, bestiegen nochmals die Bastion, um uns zu überzeugen, daß das Tor nicht Augentäuschung gewesen sei. Schwarz und ruhig gähnte es zu uns herauf, gerade wie das erstemal.

Es ist doch da, und es muß sich also finden lassen, sagte mein Gefährte, und wieder warfen wir uns mit trotziger Hartnäckigkeit in das Gewirr der öden Gassen, nicht minder vergeblich als das erstemal. Schließlich kamen wir hinaus auf eine breitere Straße, die uns quer durch die Stadt nach der entgegengesetzten Seite führte.

Sehen Sie, sagte ich zu meinem Begleiter, Kreta ist nun einmal das Land der Labyrinthe. Ein Glück übrigens, daß uns in diesem hier kein Minotaurus begegnet ist. Denn eine Ariadne hätte uns hier schwerlich gerettet. Die Ariadnen sind hier scheu, verschleiert und ohne Mitgefühl mit verirrten Fremdlingen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So gelangten wir also zu einem ganz andern Tore hinaus und an einen ganz andern Strand, als wir beabsichtigt hatten. Zwei düstre Bastionen schoben sich gegen das Meer vor. Eine hohe Mauer verband sie, aber so, daß sich vor ihr noch ein ziemlich breiter Strand dehnte. Dieser so abgeschlossene Ort schien uns einsam und zum Baden geeignet.

Wenn es hier nur keine Seeigel gibt, sagte mein Genosse, indem er anfing, sich auf dem weißen Ufersande auszuziehn.

Sind die gefährlich? fragte ich unbefangen, denn ich ahnte nicht, daß ich bald in unerwünschter Weise die Eigenschaften dieser Stachelhäuter an mir selbst erfahren sollte.

Besser wäre es gewesen, wir hätten uns erst einmal erkundigt, ob es hier Seeigel gibt, fuhr er fort; wenn man nämlich auf einen tritt, ist das recht unangenehm.

Ja, wer würde das hier wohl wissen, die Kerls baden ja doch nicht, und wissen Sie denn, wie der Seeigel auf griechisch heißt?

Doch schon lagen unsre Kleider auf dem Sande, und frohgemut stiegen wir in unsrer ganzen, unverhüllten, natürlichen Schönheit in die blaue Salzflut hinunter, wo uns bald so wohlig wurde, wie dem Fischlein bei Goethe. Da mir nun der Himmel die Gabe des Schwimmens verliehen hat, so schwamm ich, des Watens im seichten Wasser bald müde, zu einem aus dem Meere ragenden kleinen Riff hinüber, setzte mich wie der Meergreis Proteus auf diesem nieder und rief, um mich schauend, meinem am Strande herumplätschernden Genossen zu, er solle auf unsre Kleider achten. Denn durch eine Pforte in der Festungsmauer war eine Anzahl Kinder herausgekommen, die mit dem größten Interesse jede unsrer Bewegungen verfolgte und sich, zunächst noch scheu und zaghaft, dem Platze näherte, wo unsre Kleider lagen. Nachdem ich noch eine Weile die düstern Bastionen betrachtet und auf das „grenzenlose Meer" hinausgestarrt hatte, schwamm ich zurück. Kaum aber tat ich die ersten Schritte auf dem Trocknen, so empfand ich im rechten Hinterhacken einen stechenden Schmerz. Ich zeigte ihn also meinem schon wieder mit dem Anziehn beschäftigten Badegenossen.

Dieser rief halb mitleidig, halb belustigt: Na, da haben wir ja die Bescherung, Sie sind richtig in einen Seeigel getreten. Habe ich Sie nicht gewarnt?

Ja, was wird denn nun, und wie siehts denn aus?

Es sind etwa dreißig kleine Stacheln abgebrochen und stecken in Ihrer Haut. Wenn man die nicht herauszieht, eitern sie heraus.

Angenehm! Dann seien Sie doch so gut, bitte, und holen Sie sie mir mit einer Stecknadel heraus.

Ich legte mich also in den heißen Sand auf den Rücken und mein rechtes Bein vertrauensvoll in seine Hände. Die kretische Jugend drängte nun, von unwiderstehlicher Neugier getrieben, nahe heran und umstand uns bald in dichtem Kreise. Auch Erwachsene hatten sich eingefunden, und sogar oben auf der Mauer sahen wir menschliche Gestalten, die zu uns herüberschauten. Unter dieser zahlreichen Assistenz begann der Freund seine Operationen an meinem Fuße. Er stach mit der Nadel darin herum und entfernte wenigstens die schlimmsten Stacheln. Alle herauszuholen, hätte indessen gar zu lange gedauert. Als ich die Stiefel wieder am Leibe hatte, tat mir jeder Schritt weh, aber der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an Seeigelstacheln im Fuß.

Während mein freundlich stechender Samariter wieder dem Museum zustrebte, um dort seine Gattin aufzusuchen, schlug ich den Weg zur großen Kathedrale ein. Es war uns gesagt worden, daß es hinter dieser noch einige wohlerhaltne Statuen gebe. In der Tat fand ich dort auf einem kleinen Platz im Winkel an die Häuser gedrückt drei Bildsäulen, eine Panzerstatue

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus römischer Zeit, sodann ein wahres Scheusal von einem Philosophen, einen Kerl mit enorm dickem Hals, der sich auf eine Keule stützte und in der Hand eine Bücherrolle trug, wahrscheinlich das Porträt eines Kynikers, endlich eine prachtvolle weibliche Gewandstatue, ein griechisches Original etwa aus dem Anfang des fünften Jahrhunderts, ein vortrefflich erhaltnes Kunstwerk — nur die Unterarme fehlten — mit feinen Gesichtszügen und einem noch ganz leisen Hauch von Archaismus in der Wiedergabe des Faltenwurfs und der Haare.

Der Dresdner Archäologe Professor Herrmann, der sich bald nach mir an diesem Platz einstellte, geriet über diese Statue geradezu in Entzücken und bat mich, sie, wenn möglich, doch sofort zu photographieren; denn sie sei noch nicht veröffentlicht. Wir gingen also in das Haus hinein, an dessen Wand sie stand, baten um einen Tisch und einen Stuhl und trugen beides auf den Platz hinaus. Wir waren noch mit Hin- und Herrücken und Ausprobieren beschäftigt, da stellten sich auch schon die in Griechenland nie fehlenden photographischen Nassauer ein. Die Griechen nämlich, wie übrigens auch die Süditaliener und wohl alle der Natur noch näher stehenden Völker, haben eine wahre Leidenschaft für das Photographiertwerden. Sowie man seinen Apparat fertig macht, stellen sie sich vor der Camera auf. Sie werden das Bild selbst nie sehen, aber schon das Bewußtsein, in Europa entwickelt und besichtigt zu werden, schmeichelt ihrer Eitelkeit. Jeder Mensch sucht den Weg zur Unsterblichkeit auf seine Weise, warum nicht sie auf die ihre? So stellte sich auch diesesmal ein Knabe mit Strohhut neben die Statue, und eine alte Frau bog gerade in dem Augenblick, wo ich abdrückte, ihren Oberkörper in das Gesichtsfeld hinein, wahrscheinlich um eine Vergleichung zwischen sich und der Griechin des fünften Jahrhunderts zu ermöglichen.

Dann sah ich mir noch die Kathedrale an, die einem heiligen Minâs (sollte darin Minos stecken?) geweiht ist. Es ist ein moderner Bau, außen ganz stattlich mit Kuppel und zwei Türmen, inwendig zwar geräumig aber von größter Stillosigkeit. Am Eingang redete mich ein jovialer Kreter in fließendem Wienerisch an. Es war ein Maler, der in seinen Jugendtagen in der Kaiserstadt studiert hatte. Er gab auf meine Frage den Bescheid, daß ein Baumeister aus Konstantinopel es gewesen sei, der diesen Kirchenbau verbrochen habe.

Indem ich dann weiter durch die Straßen schlenderte, ohne zu wissen, was ich anfangen sollte, gelangte ich schließlich auf die Platia. Dort bot sich meinen Augen ein überraschendes Bild. Vor einem Kaphenion saß die Kyria Dörpfeld nebst ihrer despinissa (Fräulein Tochter), umgeben von mehreren Herren, die dem Mastix huldigten. Sie suchte liebenswürdigerweise in Abwesenheit ihres Gemahls möglichst viel zur Unterhaltung und Belehrung beizutragen, war mit den Herren schon auf dem Basar herumgezogen und kam jetzt auf den klugen Gedanken, mit uns das Gymnasium zu besuchen. Mit Freuden wurde dieser Vorschlag aufgenommen, und alsbald zogen wir, zwei Damen und sieben bis acht Herren, zu dem uns schon wohlbekannten gelbbraunen Gebäude. Eine weite, kühle, mit großen Steinen gepflasterte Vorhalle empfing uns, in der an einem Pfeiler die Schulglocke und an der Wand der Stundenplan hing. Da sich niemand zeigte, so drang die Kyria in die Wohnung des Schuldieners ein, der nicht wenig erstaunte, plötzlich so feinen Damenbesuch zu erhalten. Ohne ein Wort der Einwendung, ohne auch nur dem Direktor eine Meldung zu machen, führte uns der Mann eine breite, sehr ausgetretne Holztreppe hinauf, öffnete eine bräunliche Tür und ließ uns in das Klassenzimmer eintreten. Dem Lehrer entsank vor Schrecken sein Buch, die Schüler aber erhoben sich zum Gruße wie ein Mann; ein halbes Dutzend stürzte hinaus und kam bald mit Stühlen zurück, auf denen wir nun Platz nahmen. Auch wurde sofort jedem von uns ein Buch überreicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein beinahe stolzes Gefühl beschlich mich dabei. Denn wie viele meiner Amtsgenossen im weiten deutschen Lande können sich wohl rühmen, in einem kretischen Gymnasium hospitiert zu haben? Es mochten wohl dreißig bis vierzig Schüler in der Klasse sitzen, und zwar waren sie von auffallend verschiednem Alter, sodaß es fast so aussah, als wäre die Klasse aus mehreren kombiniert. Die kleinen Schüler saßen vorn, die großen hinten. Der Gegenstand war Latein. Die Schüler hatten ein Lesebuch, das den Titel führte: Latinikón anagnosmatárion hypo Zangogiani pros chrisin tis III taxeos tôn ellinikôn scholíon, Athen, 1897 (Lateinisches Lesebuch von Zangogiannis zum Gebrauch der dritten Klasse der griechischen Schulen). Die Methode des Unterrichts möchte ich die interlineare nennen. Der Schüler las ein paar Worte lateinisch vor und übertrug sie dann gleich in sein geliebtes Griechisch, z. B. clamore anserum = ti krafjî tôn chimôn — das Stück behandelte nämlich die Rettung des Kapitols von den Galliern. Der Lehrer wiederholte jede Übersetzung des Schülers und gab ihr dadurch seine autoritative Weihe. So ging es ohne weitere Erklärung und ohne alle grammatischen Zwischenfragen immer weiter. Stockte der Schüler, so half der Lehrer nach. Den Kretern fehlt ganz offenbar noch ein Seminar für Kandidaten des höhern Lehramts. Hätten sie ein solches, so würde der Betrieb bald rationeller, erziehender, mit einem Wort herbartischer werden. Auch beschäftigte sich der Lehrer ausschließlich mit einigen der vornsitzenden Schüler. Die großen Schlingel auf den hintern Bänken konnten machen, was sie wollten, und benutzten die Gelegenheit zu lachen, sich anzustoßen und ihre Bemerkungen über uns auszutauschen, sodaß für unsre deutschen Begriffe eine riesige Unruhe während der Lektion herrschte. Doch ist sehr wohl denkbar, daß eben wir die Ursache dieser Unruhe waren, und daß auch der Lehrer uns absichtlich nur seine besten Lateiner vorführte. So ein einmaliges Hospitium reicht ja nie aus, sich ein begründetes Urteil zu bilden.

Inzwischen hatte der Schuldiener den Direktor benachrichtigt, und als wir nach Schluß der Stunde wieder hinunter gingen, empfing uns dieser in der Vorhalle mit freundlichen Begrüßungsworten in fast fehlerlosem Deutsch. Er lud uns ein, doch anderntags wiederzukommen, da könnten wir am Vormittag Homer und Herodot hören, am Nachmittag mit der ersten Klasse sogar Livius. Leider konnten wir ja von dieser freundlichen Einladung keinen Gebrauch machen, aber wir schüttelten dem wackern Scholarchen mit herzlicher Dankbarkeit die Hand. Man stelle sich vor, daß plötzlich an einem deutschen Gymnasium ohne Vorwissen des Direktors zwei Damen und acht Herren während des Unterrichts in eine Klasse eindrängen. Da würde der Schuldiener eine ganz andre Rolle übernehmen, und der Herr Direktor ein Gesicht machen ganz anders als dort in Kandia, wo die Philoxenie die Disziplin bei weitem überwog.

Nun hatten wir aber auch alles besichtigt, was es in der Stadt nur irgend zu sehen gab, sodaß wir nach dem Mittagessen, das diesesmal auf dem Schiff eingenommen wurde, schlechterdings nicht mehr wußten, was wir anfangen sollten. Wir gingen natürlich wieder an Land, da wir doch nicht den ganzen Nachmittag auf dem Schiffe bleiben mochten, und trieben uns ohne jedes bestimmte Ziel in den Straßen und den Kneipen umher. Ich fand zum Glück in einem sogenannten „Hotel zur Stadt London“ eine hochgelegne Terrasse, von der aus man in die belebteste Straße hinunterschauen konnte. Es saß sich dort ganz gut, und der dänische Genosse unsrer Gesellschaft unterzog sich hier liebenswürdigerweise der Mühe, mir noch eine ganze Anzahl Seeigelstacheln aus dem Hacken herauszustechen. Immerhin blieben noch mehrere darin stecken, die in den nächsten Wochen dann allmählich herausschworen. Noch in Troja fühlte ich die Tücke des kretischen Meerbewohners bei jedem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schritte. Aber ewig konnte man doch auch nicht auf der Terrasse sitzen, und so betraten wir denn wieder das Pflaster, photographierten, kauften auf der Post ganze Serien kretischer Briefmarken, gestempelte und ungestempelte — die kretische Post hat glänzende Geschäfte an uns gemacht —, endlich gingen wir aus Verzweiflung sogar noch einmal ins Museum.

Zuletzt sollte jedoch noch etwas sehr Interessantes kommen. Ich schlenderte gegen Sonnenuntergang mit meinem dänischen Igelstacheloperateur durch die Straßen dem Hafen zu, da kamen wir an der Hauptmoschee der Stadt vorbei. Ich machte den Vorschlag, dieses stattliche Bauwerk auch von innen zu besehen, und der Däne war gern dazu bereit. Ein finster schauender Islamit, der an der Pforte Wache hielt, wurde bei Anblick eines Backschisches schleunigst zahm und erlaubte uns sogar in Stiefeln, wenigstens an den Seiten des Innenraums, wo keine Matten lagen, umherzugehn. Es war niemand in dem Heiligtum. Wir sahen Tische mit arabischen Gebetbüchern, in der Hinterwand eine Nische, daneben eine erhöhte Predigtkanzel, weiter nach vorn eine Estrade für den Koranvorleser. Von der Decke hing ein Kronleuchter aus Glas herunter. Sonst war alles kahl, kein Bildwerk, keine Skulpturarbeit. Durch die Kuppel fiel ein mattrötliches Licht in den unheimlich einsamen, totenstillen Raum.

In der einen Ecke sah ich eine schmale Tür, die zu einer noch schmälern dunkeln Treppe führte. Auf eine fragende Gebärde von mir machte der Tempelwächter ein bejahendes Zeichen, wir stiegen also die engen Windungen der Wendeltreppe hinauf. Es war das Minaret, dünn wie ein Mastbaum und mit zwei Umgängen für den Gebetrufer versehen, die von außen den Mastkörben glichen. Als wir oben waren, traten wir durch ein enges, niedriges Türlein auf den obersten Umgang, der so schmal war, daß er mit knapper Not seine Bestimmung erfüllte. Doch war es der Mühe wert gewesen, hier hinaufzusteigen, denn die Aussicht war ganz herrlich. Zu unsern Füßen lag der Hof, der zu der „Dschami" (Versammlungsort) gehört, mit dem Brunnen, an dem die Gläubigen ihre religiösen Waschungen vorzunehmen pflegen. Dann kam die Stadt mit ihren Kirchen und spitzen Minarets, ihren breiten, platanenbepflanzten Plätzen und ihrem engen Gassengewirr, eingefaßt von Mauern und Bastionen; weiterhin sahen wir auf der einen Seite den Hafen und hinter ihm das unendliche Meer, auf dem unser Schifflein gleich einer Nußschale lag, auf der andern die Ebne nach Knossos zu mit den Friedhöfen, Fruchtgefilden und Baumhainen. Den Hintergrund gab das Hochgebirge des Idas ab, teils von geröteten Wolkenschleiern umzogen, teils von magischem Sonnenlicht übergossen. Das Ganze war ein reizendes, stimmungsvolles Abschiedsbild, das mir die Insel Kreta zuletzt noch lieb und wert gemacht hat. Möge ihr die Zukunft die langersehnte Ruhe bringen und endlich die Blutströme versiegen lassen, die sich so lange über diese Perle des griechischen Meeres ergossen haben!

Lange konnten wir jedoch da oben nicht verweilen. Auf dem Hofe sammelten sich Moslemin, die mit den Fingern zu uns hinaufwiesen und die Giaurs an heiliger Stätte unliebsam zu bemerken schienen. Wir wollten uns keinem Skandal aussetzen, am allerwenigsten einem religiösen, denn auf diesem heißen Boden schläft das Feuer des Fanatismus unter dünner Aschendecke. Als wir die enge Treppe wieder hinabstiegen, begegnete uns ein Mann mit grünem Turban, der Muezzin, der da kam, um den Asân (Ruf zum Gebet) zu singen. Da war es für uns allerdings Zeit, zu verschwinden. Denn diese heilige Handlung darf kein Ungläubiger durch seine Gegenwart entweihen.

Zum Abendbrot fand sich unsre ganze Gesellschaft wieder auf dem Schiffe zusammen in ziemlich öder Stimmung.

Nun erwartete uns vor der Rückkehr nach Athen nur noch eine Station,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und man fing allmählich an, sich nach zivilisiertern Verhältnissen und einem ruhigern Leben zurückzusehnen.

Aber es stand uns noch das Allerunangenehmste bevor, was man, abgesehen von einem Schiffbruch, auf einer Seereise überhaupt erleben kann. Wir erwachten am Morgen größtenteils mit echter und rechter Seekrankheit. Obwohl wir nämlich noch im ersten Drittel des Mais standen, erhoben sich in der Nacht die sogenannten Etesien, die „Jahreswinde," die im Sommer regelmäßig wehen. Dieser Passat ist ein kräftiger Nordwind — man könnte ihn fast Sturm nennen —, der bis gegen drei Uhr Nachmittags immer stärker wird, sich aber gegen Abend legt. Der Himmel ist, solange dieser Wind weht, immer klar, und das Meer hat hohe blaue Wogen mit weißen Schaumkämmen. Es war an sich kein übler Anblick, wenn nur das fürchterliche Stampfen des dem Wind und den Wellen entgegenarbeitenden Schiffes nicht gewesen wäre.

Infolgedessen erwachte ich gegen vier Uhr Morgens mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl. Eilig warf ich mich in die Kleider und wankte auf Deck, wo ich schon mehrere Leidensgenossen antraf, deren Zahl sich rasch vermehrte. Während ich dann bei grauendem Tageslicht frostdurchschauert und schattenbleich in völliger Apathie auf einem Triumphstuhl lag, erschien Dörpfeld. Er hatte, da er ebenfalls nicht seefest ist, die Nacht in der Kapitänskabine auf Deck zugebracht und sagte im Vorbeigehn mitleidig zu mir:

Wir fahren gleich in den Hafen von Melos ein, da wird Ihnen dann besser werden.

Eigentlich hatten wir an der Westküste bei Plaka anlegen wollen, um die dort in der Nähe liegende mykenische Burg zu besuchen. Der starke Wind zwang uns aber, statt dessen in die große Bucht der Insel hineinzufahren. Sie bildet den geräumigsten Hafen der Kykladen, aber dieser hat nur wenig Verkehrsbedeutung, weil die ganze Insel nur etwa fünftausend Einwohner hat, und die Ausfuhr (Schwefel, Ziegenkäse, Mühlsteine und Porzellanerde) nur gering ist. Als wir um ein Vorgebirge herum in diesen Hafen einbogen und dem Winde die Breitseite boten, brach die Seekrankheit nochmals in einem letzten Anfalle aus, dann empfing uns auf dem weiten Wasserspiegel der Bucht eine wohltuende Ruhe. Das Übel verschwand nun rasch, und viele bekamen sogar noch Lust, etwas zu frühstücken.

Bei dem Dorfe Adamas in der Nordostecke der Bucht legten wir an und booteten aus, um es zu besehen. Weiße Häuser mit flachen Dächern zogen sich einen sanft gewölbten Höhenzug hinan, den eine Kirche mit weißer Kuppel krönte. Ein alter, würdiger Mann führte uns unter starker Begleitung der Ortseinwohner in zwei unten liegende Gotteshäuser und zu Handwebstühlen. Unser Seidenfabrikant hoffte hier, ebenso schöne alte Gewebe zu finden wie in Hermupolis, aber vergebens.

Die interessanteste Erscheinung war unser Führer selbst. Er trug eine fesartige hohe rote Kappe mit Troddel, einen breiten Gürtel, eine Weste mit blanken Kugelknöpfen und vielgefaltete Pumphosen. Sein intelligentes, verwettertes und doch freundliches Gesicht, sein im Passatwinde wehender, langer, weißer Bart gaben ihm das Ansehen eines rechten Inselpatriarchen. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn zu photographieren, wozu er sich sehr bereitwillig in Positur stellte. Jetzt ist sein Bild eine Zierde meines Reisealbums.

Da wir zum Mittagessen wieder an Bord mußten, so konnten wir für diesesmal nur kurze Zeit am Lande bleiben. Um zwei Uhr Nachmittags sollten wir zum zweitenmal an Land gehn und dann in das Innere der Insel wandern. Ich fuhr jedoch mit einigen andern schon gleich nach Eins wieder hinüber und wandte mich links von dem Orte den Bergen zu, wo auf schönen Terrassen alte Ölbäume grünten. Hier legte ich mich, durch die Schaukelnacht, die hinter mir lag, ermüdet, zu einem sanften Schlummer nieder und sah noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Hindämmern zwischen den spielenden silbergrünen Olivenblättern hindurch die weißstrahlende Stadt und das blauwogende Meer wie eine berückende Traumerscheinung. Die liebe Frau Sonne sorgte schon dafür, daß ich nicht zu lange schlief, denn der Schatten des Ölbaums ist nur leichtgewebt gleich den koischen Gewändern hellenischer Mädchen.

Als ich erwachte, fiel mein erster Blick auf unsre Gesellschaft, die eben im Anfahren und Ausbooten begriffen war. Ich erhob mich also, noch stark taumelnd, stieg über allerhand Terrassenmauern hinweg direkt den Berg in die Höhe, setzte mich oben am Wege auf einen Stein und wartete in Ruhe, bis der lange Heerwurm aus Adamas herauskam und sich zu mir heraufschlängelte.

Es ist wundervoll, wenn man sich lange Zeit Tag und Nacht unausgesetzt in menschlicher Gesellschaft bewegen muß, einmal unvermutet die Wonne der Einsamkeit genießen zu dürfen. Diese gleicht dann einem süßen, berauschenden Trank. Da lag Adamas und der Ölbaumhain unter mir, dann die weite Bucht, jenseits blauten schöngeschwungne Berge, und um mich fühlte ich griechische Sonne, griechische Luft und den starken Duft der südlichen Kräuter, der für den Nordländer etwas Lebenerweckendes, Anfeuerndes, Herzerquickendes hat. Ein Trupp langhaariger Ziegen naschte in der Nähe von dem schönen Thymian, zum Glück fehlte der Hund. Der hätte mir sonst die Wonne der Einsamkeit gründlich verdorben.

Um meiner Gesellschaft nicht als Sonderling zu erscheinen, ging ich, ehe sie mich erreicht hatte, langsam weiter, als ob ich ihr nur von Ungefähr etwas vorausgekommen wäre. Ein als Führer engagierter adamantischer Jüngling zog ihr voran, und nach einer Stunde etwa erreichten wir unser Ziel, den Hauptort der Insel, Plaka, mit dem auf steilem Berge liegenden Kastro. Unsre Schar war gründlich auseinandergekommen, und es dauerte lange, bis die einzelnen Gruppen zwischen den zerstreuten Häusern den richtigen Weg fanden, der uns schließlich alle vor den Mauern der alten Stadt Melos zusammenführte.

Hier ist bekanntlich im Altertum ein Völkermord begangen worden, wie ihrer die Geschichte zum Glück nicht eben viele zu verzeichnen hat. Im Jahre 416 verlangten die damals auf der Höhe ihrer Macht stehenden Athener von den Meliern, die ihnen nicht das Geringste zuleide getan hatten, mit einemmal, sie sollten sich ihnen unterwerfen. Diese aber waren stolz auf ihre seit sieben Jahrhunderten behauptete Unabhängigkeit und vertrauten auf ihr gutes Recht und auf die Hilfe der Lakedämonier, deren Kolonisten sie waren. Sie lehnten also die Unterwerfung als ihrer unwürdig ab. Die Athener schlossen die Stadt darauf mit Übermacht ein und zwangen sie, obgleich die Belagerten zweimal mit verzweifelter Tapferkeit den Belagerungsring durchbrachen, durch den Hunger zur Übergabe auf Gnade und Ungnade. Dann töteten sie alle Männer, verkauften die Weiber und Kinder in die Sklaverei und besiedelten die Insel mit neuen Kolonisten aus ihrer eignen Bürgerschaft.

Man kann bei Thukydides (V, 85 ff.) nicht ohne ergriffen zu werden das Gespräch lesen, das zwischen den melischen und den athenischen Bevollmächtigten vor Beginn der Feindseligkeiten geführt wurde, um so mehr, als man dabei unwillkürlich an die bekannten Ereignisse der allerneusten Zeit erinnert wird. Ein übermächtiges Seevolk vergewaltigt ohne jeden Rechtsgrund ein kleines, heldenmütiges Volk, das noch dem Köhlerglauben huldigt, auch im Kriege müsse das Recht doch schließlich Recht bleiben und also obsiegen. Nur waren die Athener ein gut Stück ehrlicher als ihre modernen Nachfahren. Sie machten keinerlei heuchlerische Redensarten über ein vermeintliches Recht zu ihrem Angriff, sondern sagten einfach: „Wenn einer seine Unabhängigkeit uns gegenüber wahrt, so denken die Unterworfnen, daß wir ihm nur aus Furcht nicht

zu Leibe gehn, und werden unruhig" und: „Nach menschlicher Denkart wird die Gerechtigkeit nur da in Betracht gezogen, wo sich auf beiden Seiten die Machtmittel die Wage halten; der Mächtige aber setzt durch, was durchzusetzen möglich ist. Denn wir wissen, daß die Menschen aus einem Zwange der Natur das beherrschen, worüber sie Macht gewinnen können." Damit proklamierten sie offen und frei, daß in der Politik nur die Macht etwas gelte, und hüllten sich nicht, wie die christliche Nation der Gegenwart, als sie sich zu der geplanten Gewalttat anschickte, in einen schillernden Trugmantel schöner Worte von Recht, Ehre und Gewissen. Da sind mir die „alten Heiden" doch lieber.

Mit stiller Wehmut betrachtete ich die gebrochne Mauer der tapfern Stadt, von der mehrere Stücke und besonders ein runder Turm noch ziemlich gut erhalten waren. Schöne sorgfältig behauene polygonale Steine bildeten den sauber gefügten Bau da, wo er noch stand; das übrige lag in Trümmern. Wildes Gestrüpp wucherte zwischen den schwärzlichen Steinhaufen. Über diese Trümmermassen arbeitete sich ein Teil von uns zum alten Kastell der Stadt hinauf, das jetzt den Namen „heiliger Elias" führt. Hier konnte man unter dem wuchernden Buschwerk und zwischen dem wüsten Steingewirr eine Tempelterrasse noch notdürftig erkennen. Lohnend war dagegen der Umblick, den wir von dieser Höhe hatten. Nach Norden zu sahen wir Plaka samt dem hochragenden Kastro und weiter unten Etimomeli; dazwischen trieben zahlreiche Ziegenherden ihr Wesen, nach Süden schauten wir über die große Bai hinweg auf das spitze Hauptgebirge der Insel, das ebenfalls den Namen agios Elias trägt. Der heilige Elias ist in Griechenland eben der Berg- oder Höhenheilige, die nach ihm benannten Gipfel kann man kaum zählen, denn sie finden sich überall, wo Griechen wohnen. Da er mit einem feurigen Wagen gen Himmel gefahren ist, so ist er wohl vielfach an Stelle des blitzenden und bergbewohnenden Vater Zeus getreten.

Dicht bei der alten Stadt Melos, aber nicht innerhalb ihrer Mauern liegt jetzt das Dorf Tripiti. In dessen Nähe gibt es gewölbte Höhlengräber, in denen die Melier ihre Toten bestatteten; eine ganze Talschlucht ist zu beiden Seiten des Wegs mit solchen Gräbern besetzt, die wir anfänglich für natürliche Höhlen hielten. Aus ihnen sind eine Menge Vasen, Gemmen, Münzen und andre Gegenstände herausgeholt worden, und noch jetzt werden immer neue gefunden. Deshalb wurde uns hier auf Melos eine solche Fülle „archaea" (Altertümer) angeboten, wie sonst nirgends während der ganzen Reise. Fast in jedem Bauernhause gab es dergleichen zu kaufen, lauter echte, schöne Sachen, sodaß mancher der Versuchung nicht widerstehn konnte. Billig waren freilich diese Altertümer nicht. Für eine kleine Gemme wurden zum Beispiel 60 Drachmen (32 Mark) verlangt. Ein Engländer, auf den sich die Melier als auf den „Kyrios Smithios" beständig beriefen, hatte kurz vorher durch Bezahlen der geforderten Summen, ohne vorher zu handeln — was ganz gegen die Landessitte verstößt —, die Preise hinaufgeschraubt. Seine Landsmännin, unsre archäologische Miß, traf ich mit ihrem breiten Schleierhut in einer Bauernstube, wie sie ein weißes, schlankes Gefäß mit kleinen, schwarzen Figuren in der Hand hielt und liebäugelnd betrachtete. Die Vasen aus den melischen Gräbern gehn von der sogenannten geometrischen Zeit bis ins fünfte Jahrhundert, das heißt bis zur Zerstörung der Stadt. Aus der letzten Zeit mochte auch die stammen, die der englischen Archäologin so sehr gefiel. Die schwarzen Figürchen waren tanzende Satyrn, die nach Art dieser lüsternen Waldgottheiten ihre Liebessehnsucht nach fliehenden Nymphen auch körperlich nur allzu deutlich offenbarten. Über diese Gestalten fuhr die zarte Hand der englischen Dame wie liebkosend hin, was einer gewissen Komik nicht entbehrte. Dann sagte sie:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein schönes Stück, very beautiful, ein sehr schönes Stück, aber sehr teuer! Es soll kosten dreihundert Drachmen, aber ich möchte bezahlen. Ich will schreiben ein Buch über Sakralaltertümer. Diese Vase ist sehr gut dazu. Doch ich kann sie nicht sicher einpacken, sie wird brechen.

Ich machte diese satyrliebende Archäologin noch auf die Schwierigkeit aufmerksam, die es machen würde, den Schatz über die Grenze zu paschen. Denn in Griechenland ist die Ausfuhr von Altertümern gesetzlich verboten, und der Versuch wird streng bestraft. So ließ sie denn betrübten Herzens das anziehende Gefäß fahren.

Dicht bei der alten Stadt Melos traf im Jahre 1820 ein Bauer beim Durchhacken seines Ackers auf die hochberühmte Venus von Milo, die jetzt eine der Hauptzierden des Louvre ist. Dörpfeld zeigte uns die Stelle hart an der Stadtmauer, und mit Andacht traten wir einer nach dem andern auf diesen kunstgeschichtlich so bedeutsamen Fleck Erde. Auch eine schöne archaische Jünglingsstatue ist dort etwas weiter abwärts gefunden worden. Diese beiden Kunstwerke sind also der Welt erhalten geblieben. Wieviel mag aber in den Zeiten der Türkenherrschaft gleich nach der Auffindung zerschlagen und zu Kalk verbrannt worden sein! Damals hatte der Bauer durch solche Funde, wenn sie der türkischen Behörde bekannt wurden, nur Scherereien, jetzt freilich bringen sie auch ihm Vorteil.

Zum Schluß gab es dann auch hier noch ein Theater zu sehen, nämlich Stücke von den Außenmauern des Zuschauerraums aus römischer Zeit und schöne Marmorsitze, die vielleicht noch griechisch sind. Wir standen hier auf deutschem Grund und Boden. König Ludwig von Bayern hat das Terrain, um Ausgrabungen zu machen, angekauft. Lange Zeit wurde von der bayrischen Regierung auch ein Wächter besoldet, der aber schlechterdings nichts zu tun hatte und darum seit einigen Jahren nicht mehr gehalten wird. Die Ausgrabungen sind nicht vollendet worden, und ein gut Teil des Theaters steckt noch unter der Erde.

Wir hatten uns weithin über die alte Stadt zerstreut, einige konnten sich auch von den archaea in den Häusern von Tripiti nicht trennen. Deshalb dauerte es lange, bis sich unsre Schar zum Abmarsch wieder versammelt hatte. Ich saß währenddessen auf einem Mauerstück der zerstörten Stadt, dachte nochmals an das furchtbare Unheil, das Herrschsucht und Habsucht über dieses so friedlich und freundlich liegende, stille und harmlose Inselstädtchen gebracht haben, und an die Nemesis, die die Zerstörer schon drei Jahre später in Sizilien ereilte. Wie lange mag es dauern, bis diese Göttin heutzutage in einem ähnlichen Fall ihres Amtes waltet? Vielleicht Jahrzehnte, vielleicht Jahrhunderte. Die Menschheit glaubt nicht mehr an die Göttin Nemesis, ihre Tempel liegen zerstört, ihre Statuen stehn unangebetet in den Museen, aber gestorben ist sie nicht. Sie scheint nicht mehr so prompt zu wirken wie in den Tagen, wo man ihr noch Opfer anzündete und Chorlieder sang, aber sie wirkt, und auch jetzt noch „ereilt die Strafe mit lahmem Fuße den voraneilenden Verbrecher."

Den Rückmarsch machten wir auf einem andern Wege durch eine Talschlucht, die rechtsum biegend plötzlich den Ausblick auf das Meer und die weißen Häuser von Adamas eröffnete. Hier drehten mühselig arbeitende Maultiere, die Augen durch Scheuklappen geschützt, knarrende Schöpfräder, die das aufgesammelte Regenwasser aus tiefgemauerten Zisternen hinaufhoben, damit die dünnbewachsnen, steinbesäten Getreidefelder getränkt würden. Das Meer glänzte so kristallen durchsichtig, daß drei von uns noch ein Bad zu nehmen beschlossen. Eine der Damen, die sich auch gern dem Genuß hingegeben hätte, wagte die scherzhafte Bitte — der hellenische Himmel macht frei und naiv —, sie doch mitzunehmen, worauf ihr die Antwort wurde, sie möge sich nur anschließen, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas sei ja im Lande der Nymphen und Satyrn durchaus stilgemäß. Sie meinte jedoch, da wir zwar Satyrn, sie aber keine Nymphe sei, so wolle sie es doch lieber lassen. Damit ging sie zur Rechten ins Kaphenion, wir aber zur Linken zwischen Berg und Meer, bis wir auf einige Felsgrotten mit hölzernen Türen trafen. Da wir in diesen einige Nägel eingeschlagen fanden, so hängten wir unsre Kleider daran und stiegen dann, die Leiber verklärt vom goldnen Abendschein, ins Wasser. Ich warnte meine Badekameraden nachdrücklich, den Felsboden zu betreten, wo die heimtückischen Seeigel darauf lauern, ihre Stacheln in die zarten Fußhäute mitteleuropäischer Kulturmenschen zu bohren. Wir blieben also auf dem Sandboden oder schwammen, gleich Delphinen, jauchzend in der lauen, durchsichtigen Bläue. Als wir zu unsern Kleidergrotten zurückkehrten, fanden wir auf den Felsen eine ganze Schar Kinder, Knaben und Mädchen, die mit ehrfürchtiger Scheu und tiefem Schweigen von oben herab zusahen, wie sich die fremden Herren wieder anzogen.

Nach dem Abendbrot, wobei die üblichen Schlußtoaste stiegen, fand in der Kajüte große Abrechnung statt. Es rauschte von Drachmenscheinen. Auf die Person kamen alles in allem 245 Drachmen, das machte auf den Tag etwas über 27 Drachmen, ungefähr 15 Mark — für das Gebotne gewiß ein billiger Preis. Als wir wieder zur Bucht hinausdampften, wehte der Wind noch stark, und man fürchtete allgemein einen Wiederausbruch der Seekrankheit. Wir suchten uns diese Besorgnis durch Singen zu vertreiben, Frau Brückner dirigierte zum letztenmal ihren kleinen Verein. Aber alles ging gut. In der Nacht legten sich Wind und Wellen, und als wir schön ausgeruht am nächsten Morgen auf Deck kamen, waren wir eben im Begriff, in den Piräus einzulaufen. Die Sonne strahlte auf die blendend weißen Schiffskörper zweier russischer Kreuzer, und gerade, als wir an diesen vorbeifuhren, ertönte auf ihnen ein Signal, und dann schwebten die feierlich getragnen Klänge der russischen Nationalhymne auf dem Wasser zu uns herüber. Dies war die Begrüßung, die uns nach der Inselreise im Hafen zuteil wurde, und sie erweckte wohl in uns allen Gefühle des Dankes für das viele Große, Schöne und Einzige, was wir hatten sehen und erleben dürfen.

Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Schluß)

Als es mir schon besser ging, erzählte mir die Meisterin, es hätten sich viele Leute nach mir erkundigt. Auch die Maria sei gekommen und habe mich durchaus zu sehen verlangt, das Lenerl habe es jedoch mit Recht nicht zugelassen.

Eines Tags suchte mich der Weidhofer auf, und es war merkwürdig, so wie ich ihn eintreten sah, mußte ich an meinen Lehrer Horst denken und an die heftige Auseinandersetzung, in der unsre Freundschaft begraben wurde. Der Weidhofer war wie immer freundlich, aber in seiner Teilnahme war Verlegenheit. Er ging in der Stube auf und ab, und es war ihm leicht anzusehen, daß er noch etwas zu sagen habe und nur noch nicht wisse, wie er es am besten vorbringen solle. Endlich sagte er: Ich habe dir auch einen Packen Bücher mitgebracht und sie deiner Meisterin übergeben. Maria hat sie noch ausgesucht und sendet sie dir mit einem Gruße und dem Wunsche, daß du bald wieder gesund werden möchtest. Sie ist mit dem Professor abgereist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG